

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 57 (1931)
Heft: 3

Artikel: Das Unfallversicherungssyndikat
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-463154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abenteuer eines Pumpgenies

P. G. Wodehouse

Nachdruck verboten

Ukridges Hundekolleg (III. Fortsetzung)

Ukridge summte eine leichtfertige Melodie vor sich hin.

„Natürlich. Habe ich dir das noch nicht gesagt? Ich habe sie doch!“

„Waas?“

„Ja! — Ich habe sie gestern abend herausgeholt. War gar nicht so schwer. Erforderte nur ein bißchen Geistesgegenwart. Jetzt sind sie bei mir in meinem Wohnzimmer.“

Eine Zeitlang verschlug es mir die Worte. Dann konnte ich mich eines Gefühles der Bewunderung nicht enthalten. Ukridge hatte immer ein gewisses Etwas an sich, das bei jedermann seiner Umgebung den Sinn für Moral erstickte.

„Und was willst du nun tun?“

Wir waren schon an seinem Hause angelangt. Das Fenster des Wohnzimmers war offen, und man hörte das wüste Gebell der sechs Wunderhunde.

„Was ich nun tun werde? Nun, ich werde in einer andern Stadt mieten. Ist doch sehr einfach. Du wirst ja gleich sehen, wie weit ich mit der Dressur schon gelangt bin, und wieviel die kleinen Köter schon können.“

„Bellen können sie ganz gut.“

„Ja, sie scheinen sich über irgend etwas aufgeregt zu haben. — Weißt du, ich habe jetzt eine neue großartige Idee. Eigentlich wollte ich ja die Hunde nur für Variétézwecke dressieren, aber je länger ich mir die Sache überlege, umso plausibler scheint es mir, daß sich für Amateurchunde noch weit bessere Möglichkeiten eröffnen. Angenommen, du hast einen Hund, sagen wir Phido, der Liebling der Familie, und du glaubtest, es würde die Freude noch erhöhen, wenn er ab und zu ein paar Kunststücke zeigen könnte. Du bist aber ein vielbeschäftigter Mann und hast nicht die Zeit, ihn selbst zu dressieren. Was tust du? Du bindest Bestellzettel mit detaillierten Angaben deiner Wünsche an das Halsband und schickst ihn für einen Monat nach der Ukridge-Universität; wenn du ihn zurückbekommst, ist er ganz nach deinen Wünschen dressiert. Keinen Ärger! Keine Mühe! Kulante Bedingungen. — Weißt Gott, je länger ich mir die Sache überlege, desto besser scheint sie mir. Schließlich werden alle Hundebesitzer ihre Köter ebenso selbstverständlich zu mir schicken, wie sie ihre Söhne in die Schule gehen lassen — Donnerwetter! Eben habe ich schon wieder eine neue Idee. Was hältst du davon, wenn ich besondere Halsbänder herausgebe für alle Hunde, die auf meiner Schule sozusagen Examen gemacht haben? Irgend etwas, das jedermann sofort bemerkt. Verstehst du, so eine Art Ehrenzeichen, so daß also jedermann, der einen Hund mit dem Ukridge-Halsband besitzt, auf alle Hundebesitzer herabsehen kann, die sich dessen nicht rühmen können. Es wird dann noch so weit kommen, daß kein Mensch, der gesellschaftlich etwas bedeutet, es riskieren kann, einen Hund zu besitzen, der kein Ukridge-Halsband hat. Ist doch eine kolossale Idee! Ich werde Filialen eröffnen müssen. Ich sage dir, mein Junge, da stecken Millionen drin! Millionen!“

Hier unterbrach er seinen Redefluß, um dann betrübten Blickes fortzufahren: „Dumme Sache, daß ich vorläufig durch den Mangel an Kapitalien auf Schritt und Tritt gehemmt bin. Ich muß zu nächst einmal größere Kapitalien dafür aufbringen.“

Jetzt schien es mir an der Zeit, ihn mit der freundigen Nachricht zu überraschen.

„Also hör mal: Ich habe zwar George versprochen, daß ich dir, um eventuelle Enttäuschungen zu vermeiden, zunächst noch nichts sage. Aber du kannst es ja trotzdem schon wissen. George Tupper ist schon dabei, für dich Kapitalien aufzubringen! Er hat es mir gestern abend versprochen.“

„George Tupper...!“ In Ukridges Augen standen Tränen der Rührung. „Der gute George. Ist doch ein goldiger Junge; ein hochanständiger Mensch. Ein echter Freund, ein Mann, auf den man sich verlassen kann. Weißt Gott, wenn es mehr Leute seiner Art gäbe, es wäre besser um uns bestellt. — Hat er denn schon irgendeine Idee, wie und wo er die Gelder beschaffen will?“

„Jawohl. Er ist heute vormittag zu deiner Tante gegangen, um ihr über dein großartiges Projekt mit diesen Püschern zu berichten und um... Was ist denn eigentlich los?“

Ukridges Gesicht hatte sich furchtbar verändert. Das eben noch vor Freude und Begeisterung leuchtende Gesicht zeigte tiefe Kummer- und Zornesfalten.

„Meine Tante?“ murmelte er und ließ schleunigst die Klinke seiner Wohnzimmertür los, hinter der man noch immer das melodische Gebell seiner Wunderhunde hörte.

„Ja, warum denn nicht? Er dachte, daß sie ein Einsehen haben und sich zur Hilfe bereiterklären würde.“

Ukridge schien vollkommen gebrochen. Ein tiefer Seufzer kam aus seinem regenmantelbedeckten Busen.

„Von allen Idioten, die ungefragt ihre Nase in Dinge stecken, die sie nichts angehen... von allen gottverlassenen Narren, ist dieser George Tupper der schlimmste“, äußerte schließlich mein zornentbrannter Freund.

„Ja, aber...“

„Man sollte solche Leute nicht frei herumlaufen lassen. Die sind ja gemeingefährlich!“

„Aber...“

„Diese Hunde gehören doch meiner Tante. Ich habe sie doch mitgenommen, als sie mich herauswarf!“

Von draußen hörte man noch immer das Geheul der Halsdressierten.

„Weißt Gott!“ sagte Ukridge. „Das ist doch wirklich eine Gemeinheit.“

Er hätte sicherlich noch viel mehr gesagt, wenn man nicht in diesem Augenblick plötzlich und in einer erstaunlich scharfen Weise hinter der Tür eine andere Stimme vernommen hätte. Es war eine Frauenstimme. Ein stählernes und nicht gerade freundliches Organ.

„Stanley!“

„Ja, Tante Julia“, flötete Ukridge.

„Komme sofort herein, ich habe mit dir zu sprechen.“

In diesem Moment entfernte ich mich, ohne weitere Abschiedsformalitäten. Ohne es zu wollen, war ich in einen der Sonnenhitze durchhaus nicht angemessenen Lauffschritt verfallen.

Ich hätte ja bleiben können; aber irgendwie schien mir das nicht ganz am Platze zu sein. Es wäre indiskret gewesen, sich in eine Familienzene hineinzu drängen. — Man soll so etwas nie tun...
(Ende.)

Das Unfallversicherungssyndikat.

„Moment“, sagte mein Freund Ukridge und hielt mich energisch mit den Armen fest. „Wir wollen hier etwas warten.“

Es war vor einer Kirche, aus deren Tor wie eine rote Zunge ein langer Teppich bis zum Straßenrand reichte, an dem einige Equipagen und Automobile warteten. Ringsherum aber war jene Menschenansammlung, die immer anzutreffen ist, wenn vor einem Kirchentor ein roter Teppich liegt und Automobile warten.

Das Ganze war also gewiß kein besonders origineller oder aufregender Anblick und die Menschenansammlung war genau so zusammengesetzt, wie dies immer in solchem Falle üblich zu sein pflegt: Fünf Frauen, die offenbar dem ehrfamen Stande der Köchinnen angehörten, vier Kindermädchen, ein halbes Duzend Männer, die, ihre Arbeitslosenunterstützung in der Tasche, sich von ihrer üblichen Beschäftigung, an der nächsten Straßenecke zu stehen, losgerissen hatten, ein Gemüsehändler mit seinem Korb, verschiedene kleine Jungens, elf Hunde und zwei oder drei abgehecht und energisch aussehende junge Leute, deren jedem ein großer Photographenapparat an einem Lederriemen um die Schultern hing.

Durch diese gründliche Situationschilderung wird es dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, daß innerhalb jener Kirche eine feierliche Hochzeitszeremonie vonstatten ging, und aus der Anwesenheit der Equipagen und der Photographenapparate ergibt sich der weitere zwingende Schluß, daß es sich um eine vornehme Hochzeit handelte.

Unbegreiflich war mir an der ganzen Sache lediglich, warum mein Freund Utridge, der eingefleischteste aller Junggesellen, es für nötig oder wünschenswert hielt, uns der wartenden Zuschauermenge anzuschließen.

„Warum,“ so fragte ich schüchtern, „müssen wir hier stehen bleiben, um dem Leichenbegängnis eines wildfremden Menschen zuzuschauen?“

Utridge war so in Gedanken versunken, daß er zunächst nicht antwortete. Dann entschlüpfte ihm ein hohles, heiseres Lachen, im Klange etwa dem Todeschrei einer Maus ähnlich. „Wildfremden Menschen, du Idiot!“ bemerkte er mit der ihm eigenen Drastik. „Du weißt wohl nicht, wen man da drin verheiratet?“

„Wen denn?“

„Teddy Weeks.“

„Teddy Weeks? Teddy Weeks? Ist es die Möglichkeit?“ rief ich in einer grammatisch nicht ganz einwandfreien Form, die freilich durch die plötzliche Erinnerung an diesen Namen und alles, was damit zusammenhängt, begreiflich wird.

Fünf lange Jahre stiegen aus dem sogenannten Meer der Vergessenheit wieder an die Oberfläche meines Bewußtseins.

Damals war unser Stammlokal ein kleines italienisches Restaurant, dessen Inhaber auf den schönen Namen Barolini hörte und dessen Küche zwar nicht übertrieben gut, aber billig war. Dort pflegten wir uns fast täglich zu treffen: mein Freund Utridge, auch damals schon den Kopf voll weitreichender Projekte, ich und vier andere verfannte Genies. Teddy Weeks, der Schauspieler, für dessen eminente Fähigkeiten die Bühnenleiter eine ihm selbst unerklärliche Blindheit bezeugten, Viktor Beamish, der Maler, der, anstatt die großen Gemälde seiner Phantasie zu schaffen, sich mit gelegentlichen Reklamezeichnungen ein unwürdiges Brot verdiente, Bertram Fox, Autor der „Macht des Schweigens“ und anderer, nicht minder gewaltiger und bisher unzensurierter Großfilmanuskripte, und schließlich Robert Dunhill, der mit einem zwar kleinen aber sicheren Gehalt bei der Neuen Asiatischen Bank angestellt war und das nüchterne, kommerzielle Element unseres Freundeskreises repräsentierte.

Stundenlang saßen wir allabendlich bei Barolini, in angeregte Gespräche vertieft, deren Wortführer fast stets Teddy Weeks war.



Es war vor einer Kirche, aus deren Tor wie eine rote Zunge ein langer Teppich bis zum Straßenrand reichte, an dem einige Equipagen und Automobile warteten.

Ihn brauche ich nicht zu beschreiben. Er ist heute den Backfischen und andern Autographenjägern seines Vaterlandes, sowie allen Lesern illustrierter Zeitschriften eine wohlbekannte Persönlichkeit, freilich unter einem schöner klingenden Namen. Dessen Träger aber war damals schon genau so schön wie heute. Er hatte dieselben dämonischen Augen, denselben ausdrucksvollen Mund, dieselbe kühne Nase, dieselbe schlanke Figur und dasselbe kunstvoll gewellte Haar, das heute noch die zahllose Schar seiner Verehrerinnen so treu bewundert. Damals mußte er sich auf uns fünf Freunde beschränken, die er in den Abendstunden bei Barolini über die böserartige Mißgunst seines Schicksals zu unterhalten pflegte. Den Grund alles Unglücks sah er, genau wie sein Freund Utridge, in dem ebenso bedauerlichen, wie konstanten Mangel an Kapital.

„Ich habe alles, was man zum Erfolge braucht,“ sagte er in dem ihm eigenen melodischen Tonfall, unterstützt durch grazile Bewegungen des Kaffeelöffels. „Ich sehe gut aus, ich habe Talent und ich bin ein guter Sprecher. Also alles, was man braucht. Und warum erreiche ich nichts? Weil ich keine anständige Garderobe habe. Diese Direktoren und Agenten sind sich alle gleich. Sie alle verstehen nicht, unter die Oberfläche zu blicken. Keiner von ihnen ist fähig, in einem Menschen den genialen Funken zu entdecken. Das einzige, was ihnen imponiert, ist Garderobe. Wenn ich es mir leisten könnte, mir bei einem ersten Schneider ein paar Anzüge bauen zu lassen, und wenn ich gute Schuhe hätte, wenn ich mir nur einmal einen eleganten Hut, ein Paar anständige Samaschen und ein goldenes Zigarettenetui verschaffen könnte, ich würde sofort ein Engagement an einer großen Bühne bekommen. Aber so...“

In diesem Moment kam Freddy Lunt an unsern Tisch. Freddy war genau so, wie sein Freund Dunhill, ein werdender Finanzmagnat und auch ein Stammgast bei Barolini. Es fiel uns auf, daß wir ihn längere Zeit nicht gesehen hatten. Wir erkundigten uns nach den Gründen.

„Ich habe im Bett gelegen,“ sagte Freddy. „Ueber vierzehn Tage.“

Diese Erklärung erweckte meines Freundes Utridge entschiedene Mißbilligung. Er selbst pflegte sich zwar nie vor zwölf Uhr von seinem Lager zu erheben und er war sogar einmal, als ein unvorsichtig fortgeworfenes Streichholz ein Loch in seine einzige Hofgebrannt hatte, volle achtundvierzig Stunden im Bett geblieben. Er meinte aber, und das nicht ganz zu Unrecht, daß zwischen achtundvierzig Stunden und vierzehn Tagen denn doch ein gehöriger Unterschied bestehe. „Faulpelz,“ verwies er ernsten Tones unsern Freund Freddy. „Schämst du dich nicht, die kostbare Zeit der goldenen Jugend so zu vertrödeln, statt sie zu benutzen, dir einen Namen zu machen und dir ein Vermögen zu erwerben?“

Freddy erklärte beleidigt, daß man ihm bitter unrecht tue.

„Ich hatte einen Unfall,“ sagte er. „Ich war vom Rad gefallen. Hatte mir den Knöchel verstaucht.“

„Bech,“ war unser ebenso unisono wie präzise geäußertes Kommentar zu diesem Tatbestand.

„Kann ich nicht finden,“ meinte Freddy. „War gar nicht übel, sich mal so recht auszuschlafen. Und dann bekam ich doch noch die hundert Mark.“

„Hundert Mark?“

„Na ja. Von der Radfahrerzeitung; weil ich mir doch den Knöchel verstaucht hatte.“

„Waas,“ schrie Utridge, der sich immer sehr aufzuregen pflegte, wenn er von leicht verdientem Gelde hörte. „Du willst uns im Ernst einreden, daß dir irgendeine Zeitung einen Hundertter bar auf den Tisch zahlte, weil du dir den Knöchel verstaucht hast? Nach doch keine Witze. So etwas gibt es doch gar nicht.“

„Aber es ist wahr!“

„Kannst du mir den Hundertter zeigen?“

„Ich kann, aber ich will nicht; denn dann würdest du mich sofort anpumpen.“

Utridge ging über diese boshafte Bemerkung mit verächtlichem Schweigen hinweg und fragte, stets auf das Wesentliche konzentriert: „Würden die Leute jedermann, der sich den Knöchel verstaucht, hundert Mark bar zahlen?“

„Ja, natürlich! Wenn er Abonnent ist.“

„Ich wußte, die Sache hat einen Haken,“ sagte Utridge betrübt.

„Eine Menge Zeitschriften machen jetzt solche Sachen,“ fuhr Freddy fort. „Man nimmt ein Jahresabonnement und hat gratis eine Unfallversicherung.“

(Fortsetzung folgt.)